

# Öffentliche Selbst- und Fremddarstellungen der Soziologie

Jasper W. Korte und Christoph Mautz

*Beitrag zur Ad-hoc-Gruppe »Öffentliche Soziologie: Die Soziologie und ihre Publika« – organisiert von Oliver Neun und Stefan Selke*

Zunächst eine Enttäuschung: Während der Vorbereitungen zu diesem Beitrag ist die Fremddarstellung der Soziologie in der Tagespresse leider so stark in den Hintergrund geraten, dass der Text eigentlich nur noch *eine spezifische* öffentliche Selbstdarstellung der Soziologie zum Thema hat.<sup>1</sup> Die These, mit der wir uns im Folgenden beschäftigen werden, ist denkbar einfach: Webpages von Soziologieprofessuren sind Teil der Öffentlichkeit der Soziologie. Um zu erläutern, was damit gemeint ist, werden wir folgendermaßen vorgehen: Zuerst führen wir mittels Anekdoten in die (Ir)Relevanz des Themas ein, um danach zu definieren, was wir unter Personenwebpages von Soziologieprofessor/-innen verstehen. Daran schließen sich Überlegungen zur Medialität und Neuartigkeit des Phänomens an. Im Anschluss arbeiten wir unsere Deutung des Phänomens als dilemmatisch heraus, um mit der Rückbindung an die Diskussion um die public sociology (Burawoy 2005) zu schließen.

## Zur Einführung: Anekdoten

Zwei Mal ist es uns bei der Vorbereitung auf diesen Vortrag passiert, dass wir uns mehr oder weniger gut bekannte Soziologen und Soziologinnen im Internet suchten, und auf *keine* Personenwebpage stießen. Es mag sicher auch an der Betriebsblindheit, die eine solche Vorbereitung produziert, liegen, aber beide Male waren die Assoziationen für die Gründe des Fehlens einer solchen Webpage eher negativ: Auf die Idee, dass selbst für Professoren der Soziologie eine Webpage *nicht* völlig normal ist, kamen wir gar nicht, sondern zogen die Berichte und Lebensphasen derjenigen, die wir gesucht haben, in Zweifel. Und diese spontanen Assoziationen sind sowohl Begründung als auch Einschränkung der Relevanz des Themas. Es scheint etwas in Be-

---

<sup>1</sup> Die Inhaltsanalyse der massenmedialen Präsenz der Sozialwissenschaften bleibt aber in Arbeit und spielt zumindest implizit hier auch in die Überlegungen ein (siehe Korte 2010).

wegung zu sein, was die öffentliche digitale Auffindbarkeit und Selbstdarstellung von Professionellen angeht. Dies betrifft nicht nur Wissenschaftler, sondern klassische Professionen wie Ärzte, Juristen, Therapeuten oder Lehrer vielleicht sogar in größerem Ausmaß. Dieser Ahnung nachzugehen, ist einer der Gründe für diesen Vortrag, und diese Ahnung steckt auch hinter der leitenden These, dass man die Öffentlichkeit der Soziologie, im Sinne der öffentlichen Präsentation und Einbettung, über die Selbstdarstellungen ihrer Protagonisten im Internet erhellen kann. Zum anderen: Es gibt tatsächlich wichtigere Themen, was eben auch ein Grund ist, nicht im Internet auffindbar zu sein, man denke nur an sensible Themen wie Rechtsradikalismus.<sup>2</sup> Man kann nun die Selbstbeschäftigung der Soziologie mit sich selbst als irrelevant und sogar schädlich ansehen (Burkart 2002) – wir denken jedoch, die Soziologie ist für die Soziologie ein Thema wie jedes andere. Die individuellen Strategien von Akteuren innerhalb der Gesellschaft mit verschiedensten Spannungslagen und Widersprüchlichkeiten, die sich über ihren Köpfen und hinter ihrem Rücken abspielen (Renn 2006), umzugehen, lassen sich genauso gut an Soziologen erforschen wie bei jedem anderen, ohne dass die hermeneutische Besonderheit der Situation aus dem Blick gerät: Wir sind Teil des hier betrachteten Felds, erwarten gleichsam nicht, dass nur, weil unser Blickwinkel potentiell die Gegebenheiten verständlich machen kann, alle Akteure stets auch in ihren Routinen diesen distanzierten Blick einnehmen – und dies gilt selbstverständlich auch für uns in unserem Alltag.

### Was sind eigentlich Personenwebpages von Soziologieprofessor/-innen?<sup>3</sup>

Wir verstehen unter Personenwebpages von Soziologieprofessor/-innen auffind- und -ruffbare Webpages, die in erster Linie der Identifikation und Kontaktaufnahme dienen: Der Autor<sup>4</sup> der Webpage nützt sie dazu, sich und seine Arbeit darzustellen und seine Adressierbarkeit zu regeln. Der Nutzer der Webpage um allerlei Informationen (zum Beispiel neuere Texte und Kontaktdaten) zu bekommen und zu deuten (zum Beispiel die Feldposition). Idealtypisch ist es diejenige Webpage, die man, wenn man einen Namen per Suchmaschine fahndet, als relevant und seriös identifiziert – etwa, wenn man die Organisatoren einer Adhoc-Gruppe googlet. Die Soziologie ist eine universitäre Wissenschaft, daher sind institutionelle Verankerungen bei der Frage, ob man nun den Richtigen unter den Vielen mit demselben Namen findet, von großer Bedeutung. Die Frage, inwieweit die Soziologie auch jenseits von Universitäten stattfindet, müssen wir hier aus verständlichen Gründen zurückstellen – wir befassen uns also hier mit akademischer Soziologie in Gestalt ihrer Hauptprotagonisten, also Hochschullehrer. Im Weiteren werden wir

---

2 Oder um Shitstorms aus dem Weg zu gehen, wie im Pirinçci-Fall (vergleiche »taz«, Akif Pirinçci provoziert Mordaufruf, <http://www.taz.de/!142954/>, letzter Aufruf 26.2.2015).

3 Vergleiche zu Personenwebpages auch den in diesem Band enthaltenden Text »Öffentliche Selbstdarstellung soziologischer Intellektueller. Eine makrohermeneutische Analyse von Personen-Webseiten« <http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband/article/view/63>.

4 Diese Begriffswahl ist merkwürdig schwierig: Wie ist eigentlich das Verhältnis, was man zu seiner eigenen Personenwebpage hat, zu benennen? Betreiber, Besitzer, content-manager oder enduser? Der Autorenbegriff scheint aber trotz allem zwar hierfür noch unüblich, aber wohl am geeignetsten.

der Einfachheit halber von einem Professor an einem Institut für Soziologie einer Universität ausgehen. Idealtypisch ist also die Webpage, um die es hier geht, Teil einer Universitätswebpage und Teil einer Institutswebpage. Ihr Kopftitel sollte den Namen der Person enthalten. Wir finden in der Regel ein Bild, eine Kontaktadresse (elektronischer, postalischer und räumlicher Natur), eine Funktionsbeschreibung und eine Arbeitsbeschreibung vor. All dies kann je nach organisatorischen Vorgaben und persönlichen Vorlieben variieren. Diese Seiten interpretieren wir als Selbstdarstellungen: hier wird »impression management« betrieben. Wir gehen davon aus, dass diese Seiten zwar der Kontrolle derjenigen unterliegen, die dargestellt werden, in der Regel es aber ein je spezifisches Netzwerk an Akteuren gibt, die die Seite pflegen, designen und mit Inhalt füllen. Dieses Netzwerk, zu dem wir aber auch die mehr oder weniger verbindlichen Vorgaben von Universität und Institut zählen, ist in der Regel unsichtbar. Diese Webpages können verschiedene Bereiche aufweisen, die den Zugang kanalisieren: Zum einen die Weiterleitung auf eine wie auch immer geartete persönliche Webpage – wie das etwa in Bielefeld der Fall ist, aber eigentlich sind damit [www.vorname-nachname.de](http://www.vorname-nachname.de)-Webpages gemeint – oder aber die Verlinkung zu einem geschützten Bereich, der etwa Klausurergebnisse oder sonstige Materialien beinhaltet. Neben diesen Grundunterscheidungen ist der Kreativität der Selbstdarstellung kaum eine Grenze gesetzt. Regelmäßig findet man jedoch Unterkategorien (Reiter) wie Forschung, Lehre, Publikationen und Biographie. Die Seite kann wiederum selbst in einen Gruppenkontext eingebettet sein, wie beispielsweise einen Lehrstuhl.

Wir nähern uns diesem Phänomen unter der leitenden Heuristik, dass diese Webpages also Selbstdarstellungen von Funktionsrollenträgern sind und damit ähnlichen Bedingungen unterliegen wie alltägliche Selbstdarstellungen (Goffman 1969; 1980). Damit halten wir das Spezifische dieses Phänomens in der Frage, wie die Selbstdarstellung unter den dilemmatischen Bedingungen des Mediums und der Funktionsrolle Professor gelingt. Die Problemstellungen und Lösungen, die sich auf diesen Webpages finden lassen, halten wir für einen guten Schauplatz, um die Eingebettetheit und die spezifische Lage der Soziologie in der Gegenwartsgesellschaft, wie sie etwas in der Wissenschaftsratsevaluation der Soziologie aufgezeigt wurden (Steuerungsgruppe 2008), thematisieren zu können.

## Sind Personenwebpages Medien?

Webpages sind Überträger von Informationen und damit Verbreitungsmedien. Webpages können Massenmedien, im Sinne einer one-to-many Kommunikationsstruktur sein. Die mediale Infrastruktur des Internets relativiert dies jedoch. Sie stellen eine Form der Öffentlichkeit dar. Als Medium weisen sie Additivität, Multimedialität und Kanalität auf. Alle Facetten weisen selbst wiederum bestimmte Spannungen auf. Additivität im Sinne der raum-zeitlichen Mediendimension (Neuberger 2014) bedeutet, dass eine Webpage sowohl aktuell als auch speichernd ist. Der neueste Eintrag steht idealtypisch an erster Stelle einer langen Liste von Einträgen. Dies erzeugt natürlich einen Sog zur Pflege – und es ist nicht ungewöhnlich für Webpages von Soziologieprofessor/-innen, dass diese nur bis zu einem Zeitpunkt gepflegt sind. Für das Publikum, das sich etwa über die neuesten Texte informieren will, ist dies dann enttäuschend. Im Vergleich zu an-

deren personalen Webpages wie etwa in sozialen Netzwerken oder der privaten Webpage (Misch 2005) sind die Multimedialität und die Kanaltät eingeschränkt. Es handelt sich um eine one-to-many Kommunikation, die zwar die Kontaktadresse prominent platziert, aber die tatsächliche Kommunikation nicht sichtbar macht. Dies bedeutet zweierlei: Personenwebpage haben zum einen das Potential zum Massenmedium zumindest für Kleinstpublika. Zu einer Professur gehört die professionelle Aufgabe, die Disziplin inner- wie außer-wissenschaftlich zu vertreten. Die Personenwebpage gibt hierfür nun ein quasi individualisiertes Massenmedium zur Hand, welches vorher so nicht zu haben war. Zum anderen ist die Möglichkeit des Gatekeepings gegeben. Es gibt spezifische Codes, die für Teilnehmer des akademischen Soziologiespiels selbstverständlich sind, von anderen Publika allerdings nicht so leicht zu entschlüsseln sein dürften. Dies fällt gewissermaßen in die Kategorie der Barrierefreiheit. Daneben macht es einen variantenreichen Unterschied, wie transparent gelöst ist, wer etwa die Mailadressen betreut, inwieweit das Sekretariat oder andere formalisierte Ansprechpartner genannt und dargestellt werden. Man könnte also auch fragen, in wie weit die Stilisierung über die Webpage das Ensemble des Rollenspiels zeigt. Da über die Universitäten kontrolliert, ergibt sich in der Regel auch keine gesonderte Kommunikationsmöglichkeit bezüglich inhaltlichen und technischen Fragen.<sup>5</sup> Das Fehlen von Kommentar- und Diskussionsfunktionen oder gar Like-Buttons ist ein Hinweis auf die Beschränkung der Medialität. Allerdings gibt es durchaus die Möglichkeit, etwa Radio- oder Fernsehbeiträge in die Seite einzubetten. Musik ist dagegen ungewöhnlich,<sup>6</sup> kann aber, wie so ziemlich alles Download- oder Verlinkfähige auftauchen. Der geschriebene Text, im Design und der Aufteilung der Webpage, sollte vorherrschen. Im Vergleich zu anderen Formaten bleibt die Personenwebpage allerdings ein ziemlich standardisiertes. Spannend wird, in wie weit die aus unserer Sicht noch unklaren Deutungsmuster sich verfestigen werden: Werden in Zukunft, mit ausschließlich »digital natives« auf den Lehrstühlen, Personenwebpages zu Massenmedien im Dienste der professionalisierten Selbstdarstellung von Forschung und Disziplin, geht der Trend dagegen gar eher in ein Verschwinden aus dem Internet zum Schutz vor missliebiger Beobachtung (wie dieser hier) oder gleichen sich professionelle Webpages dem pöbeligen Narzissmus sozialer Netzwerke an? Allerdings sei an dieser Stelle daran erinnert, dass es in diesem Feld derzeit noch wenig Konkurrenzdruck für Innovationen gibt (gerade für Berufene), sodass das Feld sich nicht wirklich bald bewegen wird, sondern in der derzeitigen Buntheit und Arbitrarität weiter bestehen bleibt.<sup>7</sup> Die grundsätzlichen Möglichkeiten des Mediums Personenwebpage sollten aber die tatsächlichen Ziele und Fähigkeiten der Betreiber überschreiten (wie etwa der Mp3-Player bei Sennett 2005).

---

5 Dies ist bei privaten Homepages meist anders.

6 Vor allem eingebettet, wobei man sich natürlich vorstellen kann, ob es dann einen Zusammenhang gäbe zwischen Musikrichtung und soziologischem Paradigma.

7 Dem steht allerdings gegenüber, dass die peers eine der wichtigen Adressaten dieser Webpages sind. Das führt wohl zu gewissen Angleichungen der Präsentation.

## Sind Personenwebpages ein neues Phänomen?

Personenwebpages als Medium sind neuartig – das heißt aber nicht, dass sie nicht verschiedene Vorläufer und Vorgänger haben. Das mediale Dilemma besteht jedoch in dieser Hybridität, es gibt eine Vielzahl von Funktionen, die erfüllt werden können – und dieser Vielzahl steht ein potentiell unkontrollierbares Publikum gegenüber. Selbst der Schutz des codesprechenden Kleinstpublikums steht der Diffusität und Größe des potentiell erreichbaren Publikums gegenüber – und wie wir inzwischen wissen: die NSA liest wirklich mit, und wer nicht auffindbar ist, wird zweifelhaft. Jede konkrete Manifestation einer Personenwebpage muss diese Komplexität reduzieren, kann aber das Dilemma nicht wirklich auflösen, da sich konventionelle Regelungen hierfür noch nicht sedimentiert haben. Es ist die Gleichzeitigkeit der verschiedenen anzusprechenden Publika, die die elektronische Selbstdarstellung so prekär macht. Mediale Vorläufer von Personenwebpages sind etwa die Visitenkarte, der Schaukasten, allerlei persönliche oder öffentliche Archive, CVs<sup>8</sup> und Portraits. Jedem einzelnen wäre nun gesondert nachzugehen, was aus verständlichen Gründen hier nicht geschehen kann. Gemein ist ihnen aber, dass die verschiedenen Selbstdarstellungen sich je an andere Publika richten – man kann seine berufliche Visitenkarte natürlich für private Angelegenheiten nutzen, allerdings gewöhnlich in einem interaktionellen Rahmen, der die Zweckentfremdung absichert. Gelehrtenportraits auf der anderen Seite stellen einen weiteren interessanten Vorläufer dar, da hier historisch deutlich wird, wie die Darstellung des Gelehrten, also des Universitätsprofessors, eben nicht nur dessen Eitelkeit bedient, sondern eben auch der Selbstdarstellung der Organisation Universität unterliegt. Gelehrtenportraits (inklusive ihrer Verwendung) sind Fremddarstellungen, die die Personen eingebettet in ihre Kontexte zeigen – und hiermit gehen sie Personenwebpages voraus und sind mit ihnen zu vergleichen (Alvermann, Dahlenburg 2006). Ein kurzer Blick auf Portraits von Gelehrten seit dem Mittelalter holt sodann auch Interessantes zu Tage, denn »[a]ls kulturhistorisches Dokument verhelfen sie uns über das Selbstverständnis eines bestimmten Wissenschaftlers Informationen zu dessen sozialer Stellung und Wertschätzung durch Zeitgenossen [zu; sic!] erhalten« (Dahlenburg 2006: 7): Gleich sind nämlich die relative Stereotypik der Darstellung, die Verheimlichung der Urheber der Darsteller, das Buch als abbreviaturartiges Symbol für Wissenschaft sowie das Rollenbündel der Wissenschaftler in und über die Wissenschaft hinaus. Allerdings sind frühneuzeitliche Portraits an der Darstellung des und der Zugehörigkeit zu dem gehobenen Stand interessiert und nicht an der authentischen Wiedergabe der Persönlichkeit. Es wird schon hier »Forschen [...] als ein isolierter, nur auf sich selbst und auf das Denken bezogener Vorgang vorgeführt« und »[z]wischen Spiegelbild und Rollenspiel artikulieren sich in diesen Dozentenbildern auch Wunschvorstellungen der Portraitierten, die sie beim Künstler einbringen konnten« (Dahlenburg 2006: 12). Digital spezifisch sind dagegen Linklisten, die es in reallife nur implizit gibt, einen Kasten mit Visitenkarten haben wir auf jeden Fall noch an keiner Professorentür gesehen. Dies ist ein nicht oft benutztes Werkzeug um das Netzwerk der Freunde, also vielleicht das Paradigma, zu zeigen.

---

<sup>8</sup> In diesem Falle heißt das, man kann seine Bewerbungsunterlagen für einen potentiellen Arbeitgeber zur Verfügung stellen – potentielle Arbeitnehmer informieren sich auf diesem Wege allerdings auch.

## Die Dilemmata der Selbstdarstellung

Jede Wissenschaft, und die Soziologie verstehen wir als solche, bzw. jeder Wissenschaftler und jede Wissenschaftlerin steht bei jeder ihrer Selbstdarstellungen vor dem grundsätzlichen Dilemma, dass man von sich selber schweigen sollte (Kohli 1981 und noch einmal Burkart 2002). Als Wissensform soll wissenschaftliches Wissen ja gerade Geltung jenseits des Urhebers erlangen. Gleichzeitig wird diese normative Forderung des Wissenschaftssystems durch die Heroisierung ihrer früheren Riesen, auf deren Schultern wir heute stehen, konterkariert.<sup>9</sup> Ein erstes Dilemma jeder Selbstdarstellung besteht also darin, dass die eigene Person nicht relevant sein soll, allerdings<sup>10</sup> wichtig ist, und auch die Community dieses Spannungsverhältnis reproduziert. Ein ähnliches Dilemma liegt für die eigene Karriereplanung vor: Man muss bekannt werden im Feld, allerdings im Schatten seiner Taten – damit besteht die unbedingte Notwendigkeit, Texte mit dem eigenen Namen zu verknüpfen. Die Dramen um Erst- oder Hauptautorschaft sind in der Soziologie dabei wohl noch geringer als in anderen Wissenschaften und wiederum spezifisch geregelt, auch dies ist jedoch ein anderes Thema.

Für Soziologieprofessor/-innen gibt es zwei weitere allgemeine dilemmatische Komplexe, die sich aus den Wortbestandteilen ergeben, für sich selbst je wieder eigene Vorträge beinhalten und daher nur kurz umrissen sind: Der Soziologe etwa muss, und noch mal je nach Ausrichtung gebrochen, sich noch immer gleichzeitig als Soziologe erklären und wissenschaftlich Richtiges präsentieren. Dabei steht er unter Banalitäts-, Obskuritäts- und Politisierungsverdacht (zum Beispiel die gängigen Vorurteile gegenüber der Soziologie bei Best 2003: »killing the messenger«). Und darüber hinaus muss die Soziologie davon ausgehen, dass ihre Tätigkeit ihren Objektbereich verändert, sie ist Teil der Gesellschaft, die sie untersucht (hier heißen die Stichwörter doppelte Hermeneutik und Versozialwissenschaftlichung). Die Professorenrolle unterliegt einer systematischen Überforderung (vergleiche Schelsky 1963 und daher nun die weibliche Form): Ihre Trägerin soll exzellente Forschung wie Lehre bieten, sie soll die universitäre und disziplinäre Selbstverwaltung leisten, sie soll als Expertin für jedwede gesellschaftliche Teilbereiche zur Verfügung stehen oder am besten gleich als Unternehmerin, Publizistin, Politikerin etc. öffentlich brillieren. Ebenfalls bleiben andere Funktionsausübungen vom Status der Professorin nicht unbeeindruckt – etwa als Bürgerin, Mutter oder Konsumentin. Und wer von Rolle redet, darf die Notwendigkeit, Rollendistanz darzustellen, und ein »authentisches Selbst« aufblitzen lassen zu müssen, nicht verschweigen. Dies umfasst sowohl die oben angedeutete Forscherpersönlichkeit, deren Pflege Teil der Lösung des wissenschaftlichen Selbstdarstellungsdilemmas ist, als auch den immer notwendigen Kerneffekt von Darstellungen (wiederum Goffman 1969 und 1980). Und auch insgesamt darf nicht übersehen werden, dass sich kulturelle oder gesamtgesellschaftliche Kontexte der Selbstdarstellung ebenfalls ändern – auch dies hier nur als Stichwort genannt und etwa auf Lifelogging verwiesen (Selke 2014). Es darf nun nicht vergessen werden, dass dieses ganze Rollenbündel (klassisch: Dahrendorf 2010) nicht ohne Konflikte auskommt, und die These ist, dass die zunehmende Professionalisierung der Teilbereiche (etwa

---

<sup>9</sup> In der Soziologie sind das die Klassiker, und in diesem Jahr wurden wir ja auch wieder durch eine Vielzahl von Weber- und Habermas-Biographien beglückt.

<sup>10</sup> Wenn man nicht gerade einem sehr strengen Objektivitätsfetisch unterliegt.

beobachtbar bei Forschung und Lehre bei Korte, Späte 2014) diese Konflikte verschärfen. Professorinnen sind als öffentliche Personen schon immer Beobachtung und Ehrerwartungen ausgesetzt, die Professionalisierung verbunden mit den Möglichkeiten des Internets sorgt allerdings dazu noch für einen Zwang zur Transparenz – genau dieses dilemmatische Kampffeld stellen die Webpages, die über ihre Medialität die Komplexität noch steigern, dar – genau deshalb ist die gelingende Selbstdarstellung prekär.

Wir verstehen also Webpages als Lösungen nicht-zu-lösender Probleme. Es wird eine authentische Selbstdarstellung gefordert, eines Selbstes, welches offensichtlich nicht nur der Person gehört. Dieses Selbst soll widersprüchlichen und konfligierenden Erwartungen genügen und gleichzeitig ein individuelles Profil besitzen. Grob lassen sich diese Anforderungen also ordnen in: Funktionsrolle (innerhalb der Universität und Profession), authentisches Selbst (Forscher- wie ganze Persönlichkeit), öffentliche Figur (der politisch-kulturellen Sphäre), Fachvertreter (auch innerhalb der Community), Forscher und weiteren Funktionsrollen (etwa in Wirtschaft, Publizistik, Politik). Hinzu kommt, dass die Neuartigkeit des Mediums Webpage Unsicherheiten hinzufügt, da es noch keine konventionellen oder gar traditionelle Wege gibt, sich darzustellen – von den sich ständig wandelnden technischen Anforderungen ganz zu schweigen: hieran schließt sich die These an, dass informationstechnische Disposition einen Unterschied macht. Die Vorgaben von Universität und Institut stellen hierbei zwar den am klarsten zu identifizierenden Zwang dar, aber auch die größte Entlastung – muss man nur Kategorien füllen, muss man kein Gesamtkunstwerk schaffen und die soziologische Habitustheorie sieht sich bestätigt. Weitere Lösungen können in der strikten Trennung von Rollen liegen, etwa über Pseudonyme, über verschiedene Webpages, über den Verzicht der Selbstdarstellung. Die Trennungslösung bleibt aber unter den Bedingungen des Internets prekär, dieses besitzt die Aporie, dass man gefunden und verknüpft werden soll. Und ein jedes nicht-Nennen auf öffentlicher Selbstdarstellungen setzt sich dem Verdacht des instrumentellen Verschweigens aus. Also bleiben Stilisierung hin zur Professionalisierung der Selbstdarstellung. Man stellt die gesamten Aktivitäten auf der Webpage mit der dazugehörigen Ironie aus. Man stilisiert sich und seine Lösung, was immer auch eine Selbsterklärung beinhaltet. Und man kann den Weg gehen, sich mittels anderer Professioneller, also Werbeagenturen, zu stilisieren.

### Personenwebpages und die *public sociology*

Zunächst zeigt sich die Personenwebpage als ein spezifisches Medium, das insbesondere in seiner formalen Ausgestaltung, den Vorgaben der jeweiligen Universität sowie den Konventionen eines Instituts unterliegt. Dabei bestehen mehr oder weniger Spielräume in der Ausgestaltung, um die Besonderheit der eigenen Arbeit, das spezifische Alleinstellungsmerkmal der eigenen Arbeit zu verdeutlichen. Spätestens hier schneiden sich spezifische Erwartungen an die Soziologie auf einer Bühne der Selbstdarstellung. Die auf ihre Umgebung bezogene Polykontextualität zeichnet sich für die Soziologie aber auch als ein spezifisches Back-up der fachinternen wissenschaftlichen Kommunikation ab: als ein normales Universitätsfach, das sich über die Webpage an ein bestimmtes universitätsinternes Publikum richtet: die Studierenden, Kollegen,

Fachbereiche, Dekanate und Rektorate. Für eine jede öffentliche Soziologie bedeutet dies, dass sie ihre eigenen Beobachter eben nicht steuern kann, was in der Gleichzeitigkeit des Mediums Personenwebpage auf den Punkt gebracht wird. Burawoys (2005) Vierfelderschema der verschiedenen Soziologien ist eben ein analytisches, in der Wirklichkeit sieht sich die Hochschulprofessorin damit konfrontiert, alle Kombinationen beherrschen zu müssen. Personenwebpages machen dabei die verschiedenen Beantwortungen der Anforderungen transparent, aber genau daran wird man auch gemessen. Zum einen durch die Organisation Universität (in Münster beispielsweise wurde die universitätsinterne Forschungsdatenbank, die letztendlich eben auch Leistungskontrolle ist, mit den Personenwebpages verbunden – Rationalitätsgewinn nur noch eine Liste mit Publikationen und Projekten füllen zu müssen, die gleichzeitig eben vergleichbar macht), zum anderen aber eben auch für alle anderen Publika und Bezugfelder gleichzeitig. Es handelt sich hier um die durchaus ambivalente Doppelbewegung von zunehmender Professionalisierung, Leistungskontrolle und Transparenz.

## Literatur

- Alvermann, D., Dahlenburg, B. 2006: Greifswalder Köpfe. Gelehrtenportraits und Lebensbilder des 16.–18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität. Rostock: Hinstorff.
- Best, J. 2003: Killing the Messenger: The Social Problems of Sociology. *Social Problems*, 50. Jg, Heft 1, 1–13.
- Burawoy, M. 2005: For Public Sociology. *American Sociological Review*, 70 Jg., 4–28.
- Burkart, G. 2002: Über die Unmöglichkeit einer Soziologie der Soziologie oder *De nobis ipsis non silemus*. In G. Burkart, J. Wolf (Hg.), *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen: Leske + Budrich, 457–478.
- Dahlenburg, B. 2006: Universitäre Ahnengalerien. Die Greifswalder Bildungselite im Portrait. In D. Alvermann, B. Dahlenburg, *Greifswalder Köpfe. Gelehrtenportraits und Lebensbilder des 16.–18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität*. Rostock: Hinstorff, 7–13.
- Dahrendorf, R. 2010: *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der sozialen Rolle*. Wiesbaden: VS.
- Kohli, M. 1981: »Von uns selbst schweigen wir«: Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In W. Lepenies, W.-H. Krauth (Hg.), *Geschichte der Soziologie: Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*. 4 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 428–465.
- Korte, J. 2010: Exposé des Dissertationsprojekts »Lebensfremde Soziologen.« Zur Medialisierung der Sozialwissenschaften, [http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/soziologie/personen/korte\\_expose.pdf](http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/soziologie/personen/korte_expose.pdf) (letzter Aufruf 26. Februar 2015).
- Korte, J., Späte, K. 2014: Forschung und Lehre – zur Einheit dieser Differenz. In M. Löw (Hg.), *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012*. Frankfurt am Main, New York: Campus, CD-Rom.
- Goffman, E. 1969: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper
- Goffman, E. 1980: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Misoch, S. 2005: *My\_site.de – Webpages als Medien der Selbstdarstellung*. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 6. Jg., Heft 1, 21 Art.
- Neuberger, Ch. 2014: *Social Media in der Wissenschaftsöffentlichkeit. Forschungsstand und Empfehlungen*. In P. Weingart, P. Schulz (Hg.), *Wissen – Nachricht – Sensation. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien*. Weilerswist: Velbrück, 315–368.

- 
- Renn, J. 2006: Übersetzungsverhältnisse – Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie. Weilerswist: Velbrück
- Schelsky, H. 1963: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reform. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Selke, S. 2014: Lifelogging: Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert. Berlin: Econ.
- Sennett, R. 2005: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlinverlag.
- Steuerungsgruppe der Pilotstudie Forschungsrating im Auftrag des Wissenschaftsrates 2008: Forschungsleistungen deutscher Universitäten und außeruniversitärer Einrichtungen in der Soziologie. Köln: Wissenschaftsrat.